



Abend:

Zeitung.

83.

Donnerstag, am 7. April 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redakteur: A. G. Th. Winkler (Th. Sell).

Der Baum und ich!

Dem Baume gleich ich, der der Blätter viele
An seinen Zweigen leise flüsternd trägt,
Sie fallen nicht in träger Mittagschwüle,
Doch aber — wenn der Sturm den Baum bewegt.

Und so mit mir, denn alle meine Lieder
Das sind die Blätter, keimend in der Ruh'
Des Herzens, doch sie fallen nieder,
Bewegtest schmerzlich sie — Erinn'ung Du!

So sind schon viele thränenschwer gefallen,
Vom Schmerzeshauhe aus der Brust geweht,
Ich sammle sie, zu sehen einst an allen,
Wie Leid und Liebe, Lust und Gram vergeht.

Zu sehen ob der Baum in seiner Blüthe,
Ob er im Herbst an schönen Blättern reich,
Denn — wenn ich Baum und Herz mir treu behüte,
So wurzeln Beide einst im Himmelreich.

Der Brand von Moskau und der Uebergang über die Berezina.

(Fortsetzung.)

Der General Ribaisière sprach mit einem Gensd'armen und sagte ihm, er solle meinen Wagen mit unter die Equipagen des Prinzen von Schmühl nehmen. Dieser Gensd'arme hielt mich, ich weiß nicht weshalb, für die Frau des General Lauriston und sagte mir viele schöne Redensarten. Als wir endlich auf die Brücke

kamen war sie von beiden Seiten mit Generalen, Obersten und Offizieren besetzt, die seit langer Zeit dort warteten um den Uebergang zu beschleunigen, denn wie ich nachher erfuhr, waren die Kosaken nicht mehr weit. Kaum waren wir über ein Viertel der Brücke gekommen, als unsere Pferde nicht weiter wollten. Jeder Wagen, der bei einer schwierigen Stelle den Marsch hinderte, sollte verbrannt werden. So lautete der bestimmte Befehl. Ich sah mich also in noch schlimmerer Lage als zuvor. Von allen Seiten schrie man: „Diese Kalesche hindert den Zug! Verbrennt sie!“ Die Soldaten, denen das sehr willkommen war, weil die Wagen dann geplündert wurden, schriegen auch: „Verbrennt sie! Verbrennt sie!“ Einige Offiziere hatten aber doch endlich Mitleid mit mir und riefen: „Vorwärts, Soldaten, an die Räder.“

Man griff nun an und sie selbst legten mit Hand an. Als wir so bis an's andere Ende der Brücke gekommen, trat der Gensd'arme zu mir. Ich wagte nicht, ihm Geld anzubieten, denn daraus machte man sich damals gar nichts, und hatte doch keinen Branntwein, noch weniger Brod. „Ach, mein Gott,“ sagte ich zu ihm, „Herr Gensd'arme ich weiß nicht wie ich —“ „Ach, Frau Generalin — Sie haben so viele Mittel — erlauben Sie mir, mich einmal darauf zu beziehen.“ — „Ja, das können Sie, Herr Gensd'arme,“ antwortete ich lachend, und er war vollkommen zufrieden damit.

Ich betrachtete mir das bizarre Schauspiel, welches diese unglückselige Armee darbot. Jeder Soldat hatte

was er plündern können bei sich. Die Einen trugen einen Kasten eines Muschiks oder den kurzen gefütterten Rock einer dicken Köchin, noch Andere das Kleid einer reichen Handelsfrau, und fast alle seidene, mit Pelz gefütterte Mäntel. Die Damen, welche sich der Mäntel nur zum Schutze gegen die Kälte bedienen, tragen sie alle schwarz, aber die Kammerfrauen, Kaufleute, kurz alle untern Klassen, machen einen Luxusgegenstand daraus und tragen sie roth, blau, lila und weiß. Nichts konnte lächerlicher aussehen, wären die Umstände nicht gar so traurig gewesen, als ein alter Grenadier mit Schnurrbart und Feldmütze in einem rothseidenen Frauenpelze. Die Armen schützten sich gegen die Kälte so gut sie konnten, aber sie lachten oft selbst über diese sonderbare Mascherade.

Das bringt mir eine närrische Geschichte in's Gedächtniß. Ein Obrist von der Garde hatte meinen Wagen angehalten, weil er sein Regiment Halt machen ließ. Mein Bedienter gab sich alle Mühe ihn zu überzeugen, daß der Wagen Herrn Tintigni, dem Neffen des Groß-Stallmeisters, angehöre. „Das geht mich gar nichts an,“ antwortete er, „aber Du kommst nicht vorbei.“ Ueber den Lärmen dieses Streites wachte ich auf, und ohnseitig erblickte mich der Oberst jetzt erst, denn er sagte: „Ach, verzeihen Sie, ich wußte nicht, daß eine Dame im Wagen sitze.“ Ich betrachtete mir ihn, und da ich sah daß er einen blau-seidenen Pelz trug, fing ich an zu lachen. In diesem Augenblicke mochte er auch an sein Kostüm denken, denn er fing ebenfalls laut zu lachen an. Erst nach dem freien Ausbruche dieser Lustigkeit erklärten wir uns gegenseitig. „Allerdings,“ sagte er, „ist ein blau-seidener Mantel für einen Grenadieroberst ein sehr komisches Kostüm, aber ich starb fast vor Kälte und kaufte ihn daher von einem Soldaten.“ Wir schwatzten noch eine ziemliche Zeit und er lud mich endlich ein, einen geringen Vorrath von Lebensmitteln, den er noch besaß, mit ihm zu theilen. Man machte Feuer, hieb Weiden ab, und richtete uns ein Ding ein, das er die Hütte von Annette und Lubin nannte. Ach, ihr trauriges Grün schützte die Schäfer, die sie barg, nicht vor Kälte, und den Gesang der Nachtigallen ersetzte schauriges Rabenkrächzen.

Ich kam um 3 Uhr Nachmittags in Smolensk an. Man hatte uns schon verloren geglaubt. Tags vorher hatte man Bediente mit Pferden abgehen lassen, aber sie hatten für gut befunden, unterwegs Nachtruhe zu halten und erst am folgenden Tage wieder zu kommen. Auf den Wagen rechneten wir nicht mehr, doch kamen sie Abends an, aber in erbärmlichem Zustande. Ohnerachtet dessen

was uns die Bedienten erzählten, war es doch nur zu deutlich, daß sie uns bestohlen hatten. Ich selbst verlor alles was ich hatte, und meine Koffer, die auf die, den Offizieren gehörenden Wagen gepackt, waren von den Kosaken genommen worden. Außer den eben ankommenden blieb mir nur noch ein Koffer übrig, in welchem Shawls, Geschmeide und Geld sich befand. So war ich denn darauf gefaßt, alles zu verlieren und entsagte schon allem, als Herr v. Tintigni mir Muth zusprach, und mir sagte: „Ich will Ihnen einen meiner Kameraden mitgeben, der, obgleich verwundet, doch meine Leute vorwärts bringen wird. Jeden Abend steigen Sie dann da ab, wo wir Halt machen, und so wird Ihnen hoffentlich kein Unheil begegnen.“ — Ich ruhte also einen ganzen Tag in Smolensk aus und erst am folgenden Tage zogen wir weiter.

Um 4 Uhr Nachmittags am 10. November stieg ich mit dem Kameraden des Herrn v. Tintigni in den Wagen. „Es ist mein zweites Ich,“ sagt dieser, „und Sie haben nun nichts mehr zu befürchten.“ Doch ließ er sich viel zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren, indem er sich mit jenem Herrn verglich, denn beide waren gewaltig von einander verschieden. Vom ersten Augenblicke an mißfiel er mir ohnerachtet dieser Lobrede. Ob er gleich sehr ungebildet und von sich eingenommen war, wendete ich doch alle Sorgfalt bei ihm an, die sein Zustand erforderte.

Bald ward ich gewahr, daß unsere jetzigen Pferde nicht im mindesten besser waren, als die früheren, übrigens waren sie noch dazu so schlecht gefüttert, daß sie kaum gehen konnten. So ging's denn sehr langsam bis Donnerstag den 14. Mein Gefährte war voll Muth, daß er in den Wagen gestiegen und fürchtete sich sehr auf Kosaken zu stoßen. „Hätte ich meine Pferde,“ sagte er, „so machte ich mir gar nichts daraus, aber ich sehe meinen Bedienten nicht, der sie mir herbringen sollte.“ Das war nicht eben sehr tröstlich für mich, doch entschuldigte ich ihn, denn seine Verwundung war so bedeutend, daß er nicht gehen konnte. Endlich entschlossen wir uns, in's Hauptquartier zu schicken und Herrn v. Tintigni sagen zu lassen, daß, wenn er uns keine andern Pferde schicken könne, wir außer Stande wären weiter zu kommen. Um jedoch uns der Nachlässigkeit des Bedienten nicht Preis zu geben, schickten wir den, der die Reitpferde unter sich hatte, und ließen den andern mit dem Kutscher nach Fourage gehen.

So hielt ich denn wieder mitten auf der Landstraße, aber doch war ich wenigstens nicht allein. Einige

Truppen zogen vorüber und Soldaten bivouakirten neben uns. —

Da unsere Leute vom Fouragiren nicht wieder kamen fürchteten wir, sie seyen gefangen worden. Gegen 10 Uhr traf mein liebenswürdiger Reisegefährte seinen Obersten und ich hörte, daß er zu ihm sagte: — „Oberst, ich bin blessirt worden und man hat mich in diesen Wagen gesetzt, da aber die Pferde nicht mehr fort konnten, schickte ich meine Leute nach Fourage. Ich glaube sie sind davon gelaufen, denn sie sind noch nicht wieder zurück.“

— Da rathe ich Ihnen, antwortete der Oberst, sich zu Pferde zu setzen und den Wagen zu verbrennen.

— Ich danke Ihnen außerordentlich für diesen guten Rath, fiel ich ein, aber ich bitte nur zu bemerken, daß der Herr hier kein Recht an diesem Wagen hat, und er nur mir überlassen worden ist.

Und damit wendete ich mich ab und schlief fest ein. Gegen Mitternacht stieg mein Begleiter, der seinen Bedienten und seine Pferde wieder gefunden hatte, so schnell aus dem Wagen, daß er nicht Zeit hatte, mir auch nur ein Wort der Entschuldigung zu sagen, doch vergaß er nicht, das einzige Brod, das noch da war, mitzunehmen. Ich war ärgerlich, fühlte mich aber doch fast stolz darüber, mehr Muth zu haben, als ein Mann. Doch verhehlte ich mir nicht, daß meine Lage keinesweges erfreulich sey, meiner Gewohnheit nach bekam ich aber mein kaltes Blut wieder und erwartete den Anbruch des Tages ziemlich ruhig.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod der Banina Sampiero.

(Beschluß.)

Die Nachricht von Banina's Verbrechen erzeugt in des ungestümen Sampiero's Herzen Sturm und Unwillen. Wie ein Pfeil fliegt er von Konstantinopel herbei. Die Winde sind seiner Ungeduld günstig. Endlich kommt er bei seiner Gattin an. Ein finsterns Stillschweigen setzt er hartnäckig ihren Entschuldigungen und den Lieblosungen seiner Kinder entgegen. Das herbe Gefühl des Abscheues hat für immer Sampiero's Gemüth versteint. In dieser Unbeweglichkeit verfließen vier Tage, nach deren Verlauf sie in ihrem Hause zu Marseille ankommen. Banina überläßt sich, von Müdigkeit und Angst erschöpft, einen Augenblick lang dem Schlummer. Zu ihren Füßen die Kinder, ihr gegenüber der Gatte, dieser Mann, den Europa schätzt, auf den

sein Vaterland hofft, und den sie verrathen hat. Dieser Anblick erschüttert Sampiero einen Moment lang. Die Gluth des Mitleids und der Zuneigung scheint sich wieder in ihm zu beleben. Der Schlaf ist das Bild der Unschuld! Banina erwacht: sie glaubt diese Erschütterung in den Zügen ihres Gatten zu lesen; sie wirft sich zu seinen Füßen; er stößt sie mit Abscheu zurück. „Weib!“ sagte er hart zu ihr: „zwischen dem Verbrechen und der Schande liegt nur der Tod!“ — Die unglückliche, aber schuldbewusste Banina stürzt ohnmächtig nieder. Die Schauer des Todes bemächtigen sich bei ihrem Wiedererwachen ihrer Phantasie. Sie schließt ihre Kinder in ihre Arme: „Seyd meine Vertreter!“ ruft sie. „Ich will ja nur leben für Euch. Ich bin ja nur strafbar geworden um Euretwillen!“

Da wirft sich der kleine Alfonso in die Arme des Vaters, nimmt ihn bei der Hand, zieht ihn zur Mutter, umklammert da seine Kniee, badet sie in Thränen und hat nur noch so viel Kraft, auf Banina zu zeigen, die, obgleich zitternd und irre, doch bei dem Anblicke ihres Mannes all ihren Stolz wieder findet, und ihm muthig zuruft: „Sampiero! An dem Tage wo ich mich mit Dir verband, schwurst Du mir zu, mich Schwache zu schützen und der Führer meiner Jugend zu seyn. Kannst Du es jetzt dulden, daß niedrige Sklaven Deine Gattin bes Flecken? Und da mir nur der Tod als Zuflucht vor der Schande übrig bleibt, darf jener nicht noch erniedrigender seyn, als diese selbst. — Ja, Sampiero, ich sterbe mit Freuden. Deine Kinder werden als Vorbild das Beispiel Deines Heldenlebens und des schrecklichen Unterganges ihrer Mutter vor Augen haben; aber Banina, die Du nicht immer verabscheuest wie jetzt, aber Deine sterbende Gattin bittet Dich nur um Eine Gnade, um die, von Deiner Hand zu sterben!“ — Die Festigkeit, mit der Banina diese Worte sprach, ergriffen Sampiero, drangen aber nicht bis zu seinem Herzen. Mitleid und Zuneigung, die sie hätten wecken sollen, fanden ein Herz, das von da an für immer dem Gefühle verschlossen blieb: — Banina starb — sie starb von Sampiero's Hand. —

Grabschrift.

Hier ruht der Unterförster Saar,
Der oft im Leben durstig war,
Dem Walde war er treu ergeben.
Er sprach: „Ich dient' ihm lieber noch
Und wäre glücklich, trügen doch
Nur alle Bäume Neben.“

v. D — m.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Wien.

(Beschluß.)

Unsere Oper leistet, was sie unter den gegebenen Umständen nur immer zu leisten vermag, Neues haben wir seit den neulich besprochenen beiden Donizetti'schen Opern „les Martyrs“ und „la Favorite“ nicht gehört, aber dafür wurde Aelteres neu in die Scene gesetzt und dann hat man uns einige nicht unwillkommene Reprisen geboten. Zu dem Ersteren gehört Mozart's ewig liebliche „Zauberflöte“ und in einem gewissen Sinne auch Beethoven's „Fidelio“, womit der erste Operabend des heurigen Jahres inaugurirt wurde; zu den Letzteren sind Geiger's „Wlasta“ und Hoven's „Turandot“ zu zählen. Wie sehr Mozart noch der Liebling des Publikums, hat die jedesmalige Wiederaufführung der „Zauberflöte“ bewiesen; das weite Haus wurde zu enge für die herzuströmenden Zuhörer. Wer ein unsterblicher Liebling der Muse, muß es auch der Menschheit bleiben, so lange noch ein Funken Kunstgefühl in den Seelen, und wehe der Zeit, die sich dessen ganz entäußern möchte! — Mad. Spager-Gentiluomo gastirt mit nicht ungünstigem Erfolge im Kärnthnertheater und bringt einen angenehmen Wechsel in die Operabende. — „Der Feensee“, ein phantastisches Ballet von A. Guerra, ist eine anziehende Novität und schon darum unteressant, daß es die Bearbeitung eines Märchens von Musäus. In dem modernen Balletgenre herrscht ohnehin eine so alltägliche Flachheit, daß man den Verfall dieses Kunstfaches laut beklagen muß; um so erfreulicher ist es daher, irgend einmal wieder ein choreographisches Produkt zu sehen, dem eine poetische Färbung eigen. Mangelt es den Balletmeistern an Erfindungsgabe, so sollten sie sich doch wenigstens um Quellen kümmern, aus denen passende Stoffe geschöpft werden könnten, und daran fehlt es doch wahrlich nicht. Besser eine glückliche Nachbildung, als ein schlechtes Original. — Unser Hofburgtheater spannt die Segel nach allen Seiten aus, um günstigen Wind zu fassen und das Schiff auf der Höhe des Meeres zu erhalten. Nur auf diese Art auch ist ein glückliches „dem Ziele zusteuern“ möglich; eine heutzutage allerdings sehr schwierige, der aufmerksamsten Umsicht und kräftigsten Lenkung bedürftige Aufgabe. Ueber Abwechslung im Repertoire darf sich Niemand beklagen und unter den Novitäten der jüngsten Zeit ist uns Gutes, ja sogar einiges sehr Gute geboten worden. „Un mariage sous Louis XIV.“ von Alex. Dumas, bearbeitet von Castelli und unter dem Titel: „Die Liebe nach der Hochzeit“, auf dem Hoftheater zur Aufführung gebracht, gehört jedenfalls den besseren französischen Lustspielen der Neuzeit an. Befriedigt es gleich weder den Moralisten noch den Aesthetiker vollkommen und ist es auch, eines eigentlichen gediegenen dramatischen Kernes entbehrend, mehr eine bloße theatralische Rokoko-Reminiscenz, ein glänzendes Kostümbild jenes gespreizten und verrufenen Ritterthums, so ist ihm doch die lebendige Versinnlichung eines guten Bildes, bunter und frappanter Situationswechsel, eine wohlgewählte Repräsentation und fein gezeichnete Charakteristik, wie sie sich eben an die Hand gab, nicht abzusprechen und das Stück wird einer gewissen periodischen Beliebtheit genießen. Einen hehren, und im höchsten Grade wohlverdienten Success erlebte dagegen Palm's neuestes romantisches Drama: „Der Sohn der Wildnis“. Es ist ein poesiedurchdrungenes, herrliches Werk, daran wir wieder den hochbegabten Schöpfer der „Grifeldis“ erkennen. Schon die glückliche Wahl des Stoffes! Aber gewiß erscheint sie uns nur in dieser schönen Form, in dieser

dichterischen Vollendung des Werkes so glücklich, denn nur zu sehr ist man oft geneigt dem Glücke zuzuschreiben, was doch ausschließliche Wirkung einer hehren geistigen Nothwendigkeit, der klarbewußte, willensfreie Griff des Genies. Wieder ist es die Urgewalt der Liebe, und zwar die der weiblichen, welche Palm diesmal verherrlicht, und da der Dichter die seiner Intention untergelegte Handlung in eine an kontrastirenden Elementen menschlicher Gesittung — griechische Bildung der Wildheit roher Natursöhne gegenüber — reiche Zeit verlegte, so haben Idee und Phantasie einen unendlichen Spielraum gewonnen. Die bühnliche Darstellung war meisterhaft zu nennen, insbesondere haben Löwe und die Kettich in den Kranz ihres alten Ruhmes neue Lorbeeren gewunden. — „Die Waffen der Liebe“, Drama von Otto Prechtler, ist ein anerkennungswerther poetischer Versuch. Auch hier liegt Liebe der Handlung zu Grunde, und zwar Poetenliebe, die oft so sonderbare; der Stoff ist aber zu subtil, zu ätherisch für die Bühne behandelt, als daß er wirksam durchzugreifen vermöchte. An poetischen Schönheiten der Diktion und der Auffassung fehlt es übrigens nicht. — „Der Gemahl an der Wand“, von dem nun bereits hinübergeschiedenen Cosmar, ist ein Schwank, der ergötzt und somit seinen Zweck erreicht. — Zum Schlusse noch die traurige Nachricht, daß Sophie Koberwein, die treffliche Darstellerin gemüthlicher und komischer Alten, und Mutter unserer unvergleichlichen Fichtner, am 20. Jänner aus dem schönen Künstlervereine, dem sie durch 39 Jahre angehört, durch den Tod abberufen worden. Das Publikum wird sie lange und schwer vermissen. Frieden ihrer Asche! — Frau v. Weisenthurn gedenkt nächstens Abschied von der Bühne zu nehmen; eine interessante Feier soll bei dieser Gelegenheit stattfinden. Seiner Zeit soll darüber berichtet werden. — Manches andere Theatralische nächstens.

B.

Aus Leipzig.

Am 10. März 1842.

Mit der Erwähnung der französischen Gesellschaft unter der Direktion der Herren Chambéry, Lemadre und Réal schloß mein letzter Bericht und so knüpfe ich den gegenwärtigen an diese Gesellschaft wieder an, erwähnend, daß dieselbe in einer Menge Vorstellungen hier auftrat und Beifall fand. Jenes prompte Zusammenspiel, welches bei den Franzosen üblich und durch das beschränkte Repertoire und öftere Wiederholung erzeugt und genährt wird, und die angeborne nationale Lebendigkeit, verbunden mit dem Reize, den alles Fremde hat, waren es, die die Theilnahme des Publikums weckten und erhielten; an Talenten ist die Gesellschaft in der That arm; Herr Chambéry ist wohl der bedeutendste Schauspieler derselben, auch Herr Duruissel ist im Fache der Alten, der pères nobles, anerkennenswerth, eben so Ollé. St. Ys für Grisetten und Beinkleiderrollen, obgleich sie mitunter etwas zu natürlich wird; im Allgemeinen wirkte das Lustspiel, das Vaudeville mehr, als das Drama, dessen weiblicher Hauptbestandtheil in Mad. Constant eine gar zu wenig befriedigende Darstellerin fand.

Die bedeutendste und wirksamste Neuigkeit seit meinem letzten Berichte war das Lustspiel: „Fesseln.“ Da ein Anderer mir in der Besprechung desselben zuvorgekommen und ich das Urtheil dieses Kollegen bestätige, so bleibt mir nur nachträglich zu erwähnen, daß der Besuch und der Beifall sich in den bisherigen Wiederholungen fortwährend gesteigert hat und Alles darauf hindeutet, daß das Stück ein lange wirkendes Repertoirestück bleiben wird.

(Fortsetzung folgt.)